

Erinnerungen einer Flucht

8. September 1944 – 3. November 1945

von Michael Hinzl

Als 15-jähriger musste ich etwas Schreckliches erleben. Am 8. September 1944 kamen deutsche Soldaten aus Ungarn, weil wir so nahe an der Grenze lebten und gaben Befehl, so schnell wie möglich das Dorf zu verlassen. Wir sollten rasch das Nötigste für ein paar Tage zusammenpacken und über die Grenze flüchten, bis die Front vorbeigezogen war.

Der Notar aus dem Rathaus kam zu uns hinüber und fragte meinen Vater, ob er seinen Wagen an unseren hängen könne, da wir Pferde hatten. Vater willigte ein und so fuhren wir in großer Eile los. An dem Brunnen bei der „Sonheld“ fiel meiner Mutter plötzlich auf, dass sie keine Schuhe anhatte. Wir waren dermaßen überstürzt aufgebrochen, dass sie diese vergessen hatte. Mein Vater sprang vom Wagen und lief zu unserem Nachbarn, der hinter uns fuhr. Hinter dessen Wagen trottete ein Pferd. Vater fragte ihn, ob wir uns dieses für kurze Zeit borgen könnten. Die Mutter hätte ihre Schuhe vergessen und ich sollte damit wieder zurück reiten. Der Nachbar hatte Bedenken, lenkte dann jedoch ein. Er wollte das Pferd nicht verlieren, andererseits uns helfen. So schlug er vor, eines von unseren Pferden vom Wagen abzuspannen und sein freies statt diesem anzuspannen. Mit unserem Pferd würde ich dann zurück reiten können. Wir hielten das für eine gute Idee.

In Windeseile ritt ich nun heim, lief ins Haus und machte mich auf die Suche nach Mutters Schuhen. Nachdem ich sie gefunden und mir über die Schultern geworfen hatte, sprang ich aufs Pferd und galoppierte aus dem Dorf hinaus. Bei Agristeu traf ich wieder auf den Flüchtlingstreck. Die Brücke, die hier über die Kokel führte, war zur Sprengung vorbereitet und gesperrt. Bei der Wassermühle, ganz in der Nähe, war das Wasser etwas flacher, sodass wir uns entschlossen, hier hinüber zu setzen.

Hinter Agristeu folgte ein steiler Anstieg, den wir neben den Wagen gehend bewältigten, da die Pferde sonst von der Last zu erschöpft gewesen wären. Mir war das gerade recht. Mein Hintern schmerzte mir vom Reiten und war schon ganz wund gescheuert.

Es war nun Abend geworden, sodass die Karawane auf einer Wiese anhielt zum Übernachten. Niemand konnte beruhigt schlafen und jeder war froh, als der Morgen graute und es weiter ging. Fuhrwerk hinter Fuhrwerk, vorne die Wägen mit den Pferden, hinten die langsameren Ochsenkarren.

Bei Ákosfalva (dt. Absdorf) überflogen uns dreizehn deutsche Jagdflieger. Ich konnte das schwarze Kreuz unten am Bauch erkennen. Zunächst waren wir beruhigt, als die Flieger jedoch umdrehten und im Tiefflug auf uns zukamen, gerieten wir in Panik. Dann wurde geschossen und die ersten Bomben geworfen. Wir sprangen von den Wägen und versteckten uns wo wir konnten, manche in den umliegenden Maisfeldern, andere in den Straßengraben. Einige wurden getroffen und blieben tot auf der Straße liegen.

Wie sich später herausstellen sollte, hatte die rumänische Armee die Flugzeuge kurz zuvor erbeutet. Wir waren auf die Täuschung hereingefallen.

Voller Trauer und geschockt fuhren wir weiter nach Sächsisch Regen. Hier wohnte eine Schwester unserer Lehrerin, die uns zwei Tage auf ihrem Heuboden schlafen ließ. Anschließend kam der Befehl, sich am Bahnhof zu sammeln. Die Front rückte immer näher und wir mussten schleunigst fort. Es standen Waggons auf den Gleisen, teilweise ohne Dach. Diese waren für die Männer und Jungen bestimmt. Für die Frauen mit Kleinkindern hatten sie Waggons mit Dach bereitgestellt. Wir koppelten die Pferde ab und banden sie an den Wagen. Sie mussten hier bleiben. Vor Erbarmen weinten wir.

Der Zug fuhr los in Richtung Budapest, danach ging es weiter nach Wien und von dort aus nach Schlesien. An größeren Bahnhöfen dazwischen hielt er mehrere Tage, die wir nutzten, um uns Nahrung zu erbetteln. Manchmal bekamen wir von Einheimischen Brot und Speck, da sie Mitleid mit uns hatten.

In Breslau angekommen stand eine Entlausung an. Jeder musste seine Sachen mit dem Gürtel zusammen binden und bei der Lagerkommandantur abgeben. So standen wir Männer nackt zusammen gepfercht in einem engen Raum und drehten uns beschämt den Rücken zu.

Man teilte uns in verschiedene Auffanglager ein.

Unsere Familie wurde der schlesischen Stadt Wlen (dt. Lähn) zugewiesen, wo wir jedoch nur zwei Wochen blieben. In Mauer (Kreis Löwenberg) stand nämlich eine Papierfabrik und dort suchte man Arbeiter, sodass wir hingebacht wurden. Am 22. Februar 1945 mussten wir auch hier wieder weg. Der Russe kam näher.

Das Ziel war nun das Sudetenland. In Scheppan (heute Repani) bewirtschafteten wir die Felder der Landwirte, bis Anfang Mai der Krieg zu Ende ging. Jetzt zogen Truppenweise deutsche Soldaten durch die Straßen, um sich dem Amerikaner zu ergeben. Bloß nicht den Russen in die Hände fallen, lautete die Devise. Man wusste bereits von den Arbeitslagern.

Wir standen am Wegrand und schauten ihnen zu, wie sie an uns vorbeizogen. Neben mir stand Regina Gross (jetzt Frintz), die in dem Haufen namenloser Gesichter einen guten Bekannten entdeckt hatte. Ich traute meinen Augen nicht, aber nun erkannte auch ich ihn : Der Georg Ungar. Er schob ein Fahrrad neben sich her und auf dem Rücken trug er ein Akkordeon. Sofort lief ich zu ihm hinüber und packte ihn an den Schultern. Was mag er bloß gedacht haben, als er mich plötzlich vor sich stehen hatte sehen, so weit weg von der Heimat?

Wir brachten ihn bei uns unter, wo er bei mir im Bett schlief. Seine Uniform musste er verstecken. Zufälligerweise befand sich sein Onkel bei uns in der Nähe, der ihm einen Anzug borgte. Das Fahrrad wurde kurz darauf gestohlen. Ich glaube, dass es ein Russe war, der es einfach mitnahm.

Es war uns jedoch gleich, denn Georg hatte bei einem Schneidermeister sein Akkordeon gegen Bargeld eingetauscht und davon Papiere bzw. Pässe anfertigen lassen, mit denen er sofort nach Hause fahren konnte.

Unsere Familie musste jedoch bis Ende Anfang Oktober in Scheppan verweilen, ehe auch wir heim durften. Am 3. Oktober war es soweit. In offenen Zugwaggons ging es zurück in Richtung Heimat. Die Fahrt zog sich elendig in die Länge und wir froren wie noch was. Am 3. November jedoch erblickten wir aus der Ferne zum ersten Mal den Turm unserer Kirche in Zendersch. Wir wussten nun, dass wir Zuhause angekommen waren.

* * *